

Uta Pohl-Patalong

Schwarzes und weißes Feuer

Was geschieht bei der Predigt?¹

PD Dr. Uta Pohl-Patalong ist Privatdozentin für Praktische Theologie und Schriftleiterin dieser Zeitschrift.

Was geschieht bei der Predigt? Nun, ganz einfach: Der Prediger oder die Predigerin spricht über einen biblischen Text und die Gemeinde hört zu. Diese Antwort ist ebenso formal richtig wie sie wesentlich zu einfach ist für das komplexe Geschehen Predigt. Weder liegt die Aktivität ausschließlich auf der Seite der Predigerin noch spricht der Prediger einfach „über“ einen biblischen Text, sondern es geschieht etwas zwischen der Gemeinde und dem Text bzw. zwischen jeder und jedem Einzelnen und dem Text – hoffentlich jedenfalls. Was da jedoch genau geschieht bzw. was wir annehmen, dass da geschieht oder geschehen soll und wie dieses Geschehen gefördert wird, ist damit noch nicht beantwortet. Diese Fragen sind im Kern hermeneutische Fragen, Fragen der Homiletik, die sich aber in etwas anderer Gestalt auch in der Predigtpraxis stellen. Radikal stellen sich diese Fragen besonders dann, wenn man mit den Formen der Predigt experimentiert und das gewohnte Predigtsetting verlässt. Mir geht es zumindest so, seit ich mit dem *Bibliolog* experimentiere, eine Form, „mit der ganzen Gemeinde zu predigen.“ Diesen Ansatz möchte ich kurz vorstellen, von diesem aus dann aber gerade auf die „Normalform“ der Predigt blicken und fragen, was bei dieser eigentlich geschieht.

Der Bibliolog

Bibliolog ist eine in deutschsprachigen Raum noch sehr junge Methode, mit biblischen Geschichten und dem Wort Gottes in einen lebendigen Dialog zu treten, sie von innen her zu erleben, statt über sie zu reflektieren, und dabei Lebensgeschichte und biblische Geschichte zu verweben. Darin ist sie nicht nur sprachlich dem Bibliodrama verwandt. Anders als das Bibliodrama kann der Bibliolog seinen Ort in den klassischen kirchlichen Handlungsfeldern, in Unterricht, Gruppenarbeit und vor allem aber auch im Gottesdienst, leicht finden. In Gottesdienst bietet er eine Form, die Gemeinde aktiv zu beteiligen, ohne das vertraute Setting zu verlassen. Statt dass die Predigerin den Ertrag ihrer vorgängigen Beschäftigung mit dem Text der Gemeinde vorführt, wird die Gemeinde quasi in den Text hineingeführt, so dass die Einzelnen ihre eigenen Entdeckungen machen und ihre eigenen Auseinandersetzungen führen können.

Erfunden oder vielleicht besser entdeckt wurde der Bibliolog von dem jüdischen Amerikaner Peter Pitzele auf dem

Hintergrund seiner psychodramatischen und literaturwissenschaftlichen Kenntnisse.² Er steht im Kontext rabbinischer Hermeneutik als moderne Form des Midrasch, nach der die Texte der Tora durch kreative Füllung ihrer Lücken ausgelegt werden können. Die rabbinische Hermeneutik unterscheidet zwischen dem „schwarzen Feuer“, dem Buchstabengehalt der biblischen Texte, und dem „weißen Feuer“ als dem Raum zwischen den Worten. Die Begegnung mit dem „weißen Feuer“ der Zwischenräume bietet besondere Chancen, die Geschichten der Bibel für heute lebendig und bedeutsam für das eigene Leben werden zu lassen.

Konkret sieht dies folgendermaßen aus:

Die Leitung erläutert kurz, was die Gemeinde erwartet und was von ihr erwartet wird. Sie führt dann in eine biblische Geschichte ein, erzählt die Situation, möglicherweise den Kontext und regt die Fantasie der Gemeinde zu dieser Szene an. Hierfür ist eine gründliche exegetische Vorbereitung besonders wichtig, weil hier wesentliche Informationen vermittelt werden müssen, die historisch oder theologisch tatsächlich „falsche“ Aussagen vermeiden helfen. An einer Stelle, wo „weißes Feuer“ lodert und eine Identifikationsmöglichkeit nahe liegt, schlägt sie die Bibel auf und liest einen Satz oder einen kurzen Abschnitt. Aus diesem weist sie der Gemeinde die Rolle einer biblischen Gestalt zu und spricht sie in dieser an.

In der Geschichte von der Aussendung der Zwölf (Mk 6,7-13) könnte zunächst Vers 7 gelesen werden: „Und er rief die Zwölf zu sich und fing an, sie auszusenden je zwei und zwei und gab ihnen Macht über die unreinen Geister.“ Der Gemeinde wird zunächst die Rolle der Jünger zugewiesen: „Sie sind einer der Jünger. Jünger, du wirst von Jesus ausgesendet und bekommst Macht über die unreinen Geister zugesprochen. Wie ist das für dich?“

Wer möchte, äußert sich dazu (nacheinander) in der Rolle eines Jüngers, und zwar in der Ich-Form. Die Anwesenden identifizieren sich mit der biblischen Gestalt, erkunden sie sozusagen „von innen“. Gleichzeitig füllen sie die Rolle und ihr Verständnis dieser biblischen Person mit ihren persönlichen Erfahrungen und Zugängen.

Auf der Folie der persönlichen Lebensgeschichte mag der eine spontan äußern: „Das ist mir noch zu groß – was traut mir Jesus da zu?“ Eine andere sagt hingegen vielleicht: „Ich bin bereit.“ Ein dritter könnte äußern: „Gut, dass wir zu zweit gehen“, die vierte zweifelt hingegen vielleicht: „Ob die Geister mir wirklich gehorchen?“

Die Äußerungen werden von der Leitung sprachlich aufgenommen und verstärkt. Mit dieser Technik des

1 Gekürzter und überarbeiteter Vortrag bei der homiletisch-liturgischen Sommerakademie in Basel am 16.8.2004.

2 Vgl. P.A. Pitzele, *Scripture Windows. Toward a Practice of Bibliodrama*, Los Angeles 1998. Eine erste deutsche Darstellung findet sich bei ders. *Bibliodrama: Ein Ruf in die Zukunft*, Lernort Gemeinde 17 (1999), Heft 3, 50-54.

„echoing“ werden die eher leisen Aussagen für alle hörbar, und nur angedeutete emotionale Gehalte werden hervorgehoben. Damit wird einerseits jede Äußerung als wertvolle subjektive Aussage gewürdigt. Andererseits bekommen diejenigen, die sich äußern, die Chance, sich selbst noch ein wenig besser zu verstehen.

Nach einigen Äußerungen lenkt die Leitung zum Text zurück. Ein nächster Satz oder Abschnitt wird gelesen und erneut da innegehalten, wo Fragen an den Text offen bleiben. Die Gemeinde bekommt erneut eine Rolle zugewiesen, die entweder eine andere Person oder auch die gleiche Person in einer späteren Situation sein kann. Erneut äußern sich Einzelne.

So könnten weiter die Verse 8-11 gelesen werden, in denen die Jünger aufgefordert werden, nur Stab und Schuhe, nicht aber Geld, Tasche und ein zweites Hemd mitzunehmen, in einem Haus zu bleiben, wo sie aufgenommen werden und im anderen Fall den Staub von den Füßen zum Zeugnis gegen dieses Haus zu schütteln. Dann werden vielleicht noch einmal die Jünger gefragt: „Jünger, nun wird es konkret. Was geht dir durch den Sinn bei diesen Anweisungen?“

Danach könnte die Gemeinde in der Rolle des Jesus gefragt werden: „Jesus, du siehst deine Jünger ziehen, je zwei und zwei zusammen, und blickst ihnen nach. Wie ist das für dich?“

Abschließend könnten noch einmal die Jünger nach ihrer Rückkehr gefragt werden: „Welches war die wichtigste Erfahrung für dich?“

Nach einigen Szenen wird der Bibliolog abgeschlossen. Die Leitung entlässt die Gemeinde aus den Rollen und führt in die Gegenwart zurück. Die unterschiedlichen Aussagen und damit auch die unterschiedlichen Zugänge zum biblischen Text bleiben nebeneinander stehen und werden nicht in eine einheitliche Botschaft aufgelöst.

Fragen an die Predigt

Die Rolle des Textes in der Predigt

Dass der biblische Text zentral für die Predigt ist, dürfte zunächst unbestritten sein. Bei genauerem Hinsehen kann die Rolle des Textes für die Predigt jedoch sehr unterschiedlich gefasst werden. In der Praxis dürfte faktisch der Text häufig das „Material“ sein, über den die Predigt reflektiert. Im Vordergrund der Aufmerksamkeit dürfte in der Regel der Text der *Predigt* stehen, denn dieser ist ja das Aktuelle, für den sonntäglichen Anlass mit Mühe Verfaste. Dabei kann der Predigttext natürlich durchaus einen neuen Zugang zum biblischen Text eröffnen. Selten wird dies jedoch in der Predigt bewusst so intendiert und inszeniert, beispielsweise indem der biblische Text am Ende noch einmal gelesen und Raum zur Begegnung mit ihm eröffnet wird. Gar nicht so selten behalten Predigthörerinnen und -hörer Aussagen der Predigt im Gedächtnis, wissen jedoch nicht mehr, wie der Predigttext lautete, manchmal sogar gar nicht mehr, über welchen Text überhaupt gepredigt wurde. Eine Begegnung zwischen Text

und Mensch erfolgt also meist nur vermittelt, selten direkt.

Mir fällt dies besonders auf, seit ich im Bibliolog erlebe, was sich ereignen kann, wenn die Begegnung mit dem Text sehr unmittelbar erfolgt, wenn also nicht die deuten, auslegenden, vermeintlich aktualisierenden Worte der klassischen Predigt „dazwischengeschaltet“ werden. Ich bin dabei oft erstaunt, wie intensiv diese Begegnung ist und wie deutlich die Aussagen der biblischen Texte ankommen. Mein Eindruck ist, dass die biblischen Texte eine ungeheure Kraft und Wirkmächtigkeit haben, die sich ganz unmittelbar durchsetzt, wenn man sie nur lässt. Peter Pitzele drückt es so aus: „The Bible comes alive as living myth, relevant, disturbing, and still capable of taking our breath away.“³

Diese Erfahrung stellt verschärft auch für die klassische Predigt die Frage, inwiefern diese wirklich die Begegnung zwischen Text und Mensch fördert, erleichtert, ja überhaupt auf diese zielt. Im Kern ist damit auch gefragt, wie viel wir den biblischen Texten eigentlich zutrauen, wie viel Kraft, Wirkmächtigkeit, Durchsetzungsfähigkeit auch über Jahrhunderte hinweg in eine ganz andere gesellschaftliche Situation. Was denken wir, was die Text brauchen, um anzukommen, um verstanden zu werden, um zu treffen, um Leben zu verändern? Und entspricht dem die Predigt? Die Frage kann durchaus unterschiedlich beantwortet werden, sie muss es sicher auch gegenüber unterschiedlichen Texten, sie sollte jedoch gestellt und auf die Predigt hin reflektiert werden.

Die Rolle der Predigerin bzw. des Predigers

Die Frage nach der Rolle des Textes führt weiter zu der Frage nach der Rolle der Predigerin bzw. des Predigers, denn um deren oder dessen Predigt geht es schließlich. Gestalte ich die Predigt als Bibliolog, tritt der Prediger oder die Predigerin inhaltlich zurück und bekommt eine eher moderierende Funktion. Peter Pitzele nennt die Leitung im Bibliolog übrigens den „facilitator“, wörtlich den Ermöglicher oder die Ermöglicherin. In einem Bild gefasst: Die klassische Predigt ist so etwas wie ein „Reisebericht“ von meiner eigenen Reise durch den und mit dem Text, ich berichte jetzt der Gemeinde von meinen Erlebnissen und versuche sie ihnen nahe zu bringen. Beim Bibliolog unternehmen wir die Reise in den Text gemeinsam. Ich übernehme dabei die Rolle der Reiseleiterin: ich habe die Reise geplant, angeboten, vorbereitet, führe durch die einzelnen Etappen, weiß, wo wir anhalten, was wir näher anschauen, gebe auch Hinweise und Informationen, die den Teilnehmenden das Reiseziel näher bringen und verstehen helfen. Und – nicht zu unterschätzen – ich gebe auch Halt und Stabilität gegenüber dem Ungewohnten, manchmal auch überraschenden und gelegentlich sogar potentiell bedrohlichen Begegnungen. Dies ist nicht wenig und übrigens auch nicht zu unterschätzen. Das Erleben der Teilnehmenden wird – wie durch die Vorbereitung und Begleitung der Reiseleitung – davon durchaus geprägt, beispielsweise durch die Entscheidung für einen Text, durch seine Einführung, an welchen Stellen ange-

³ Pitzele, Scripture Windows, 13.

halten wird, welche Fragen gestellt werden (und diese Entscheidungen sind durchaus eine theologische Aufgabe!). Dennoch bleibt: Was die Teilnehmenden auf dieser Reise erleben, liegt bei ihnen, was sie auf der Reise durch den Text wahrnehmen und wie sie es verstehen, liegt nicht in der Hand der Leitung. Das Auslegungsmonopol wird also abgegeben.

Auch wenn die Sprech- und Hörrollen in der klassischen Predigt meist eindeutig verteilt sind, provozieren die Überlegungen zum Bibliolog Fragen nach dem Selbstverständnis der Predigerin: Wie verstehe ich mich und meine Rolle gegenüber dem Text und gegenüber der Gemeinde? Nun hat die homiletische Diskussion der letzten Jahrzehnte Subjektivität auf der Kanzel erlaubt und sogar betont und damit die Person des Predigers in den Vordergrund gerückt.⁴ Es ist deutlich geworden, dass es gar nicht möglich ist, eine objektive Botschaft auszurichten, dass die persönliche Auseinandersetzung der Predigerin mit dem Text und ihr persönlicher Zugang zum Text den Inhalt der Predigt wesentlich ausmachen und dass sich das Annehmen und Bewusstmachen dieses Prozesses auch produktiv auf die Predigt auswirkt. So richtig und wichtig dies sicherlich ist: es bleibt die Frage nach der „ermöglichenden“ Funktion des Predigers. Wie verhalten sich der subjektive Zugang der Predigerin und die subjektive Begegnung der Gemeinde mit dem Text zueinander. Wie kann das erste das zweite gerade ermöglichen (statt ihr möglicherweise sogar im Weg zu stehen)? Auch hier gilt es sicherlich unterschiedliche Varianten zu entwickeln, die dem gerecht werden. Eine Möglichkeit kann sein, sich die eigene Reaktion auf eine Textstelle klar zu machen und andere Reaktionsmöglichkeiten dazuzuphantasieren, vielleicht indem man sich in andere Lebenslagen hineinversetzt, und diese dann als Alternativen anzubieten.

Die Rolle der Gemeinde in der Predigt

Im Bibliolog hat die Gemeinde auch methodisch ganz deutlich die Rolle der Auslegerin des Textes. Dies zeigt sich schon am Setting daran, dass sie nicht nur hört, sondern auch spricht. Zur Sprache kommt im Bibliolog das je individuelle Verständnis des „weißen Feuers“. Die Subjektivität der Einzelnen wird auch methodisch ernst genommen.

Aber auch bei der klassischen Predigt betont die neuere homiletische Diskussion die aktive Rolle der Gemeinde. Sie bezieht sich dabei auf die Rezeptionsästhetischen Ansätze in der Literaturwissenschaft, die das Geschehen zwischen dem Text und dem Rezipienten oder der Rezipientin betonen.⁵ Die Bedeutung des Textes entsteht erst im Rezeptionsprozess unter aktiver Mitwirkung der Beteiligten, denen die Interpretationsaktivität zukommt. Das aber bedeutet, dass die Predigt letztlich im Kopf jedes Gemeindeglieds entsteht. Statt dass eine feststehende Botschaft ausgerichtet wird, regt die Predigt einen komplexen Prozess an, in dem die Hörenden sich auf dem Hintergrund

ihrer persönlichen Situation selbst ihre eigene Predigt konstruieren. Die Predigt ist damit in ähnlicher Weise mehrdeutig wie der biblische Text. Noch einen Schritt weiter geht Wilfried Engemann, der über diese „faktische Ambiguität“ - die Unvermeidlichkeit von Mehrdeutigkeit - jeder Predigt hinaus eine „taktische Ambiguität“ der Predigt postuliert.⁶ Dies bedeutet, dass der Prediger die Interpretationsfähigkeit und -bedürftigkeit seiner Predigt bewusst inszeniert und in der Anlage der Predigt ihre Interpretationsbedürftigkeit verstärkt. Die Predigt soll demnach so offen sein, dass die Hörenden ihre persönliche Lesart (oder auch mehrere Varianten derselben) an der Predigt profilieren können.

Wie offen oder eindeutig auch immer man die eigene Predigt anlegt - zumindest weisen diese Überlegungen nachdrücklich darauf hin, dass die Predigtvorbereitungen eine gründliche Reflexion der Erwartungen des Predigers oder der Predigerin an die Gemeinde enthalten müssen. Sollen die Gemeindeglieder etwas verstehen? Sollen sie zustimmen? Soll bei den Hörerinnen und Hörer ein bestimmtes Gefühl entstehen - sollen sie beispielsweise getröstet, aufgerichtet, aufgerüttelt, befreit werden? Sollen sie zur Auseinandersetzung ermutigt werden, mit einem intendierten Ergebnis - oder mit einer Ergebnisoffenheit? Dabei wäre es sicher verfehlt, gegenüber jeder Gemeinde und gegenüber jedem Text vor allem immer die gleiche Entscheidung zu treffen. Sinnvoll ist es sicherlich jedoch, sich einmal grundlegend klarzumachen, was meine persönliche generelle Predigtintention ist. Aber auch bei jeder einzelnen Predigt lohnt es sich zu fragen, was genau ich mit dieser Predigt von der Gemeinde erwarte und was ich ihr geben oder zumuten möchte.

Die Botschaft des Textes

Verstehe ich die Gemeinde als auslegendes oder auch nur an der Auslegung mitwirkendes Subjekt, dann wird unmittelbar deutlich, dass die Gemeinde ja aus vielen Einzelpersonen besteht, die kaum alle zu der gleichen Auslegung kommen dürften. Damit ist die Frage nach Eindeutigkeit und Mehrdeutigkeit gestellt. Gehe ich von einer Eindeutigkeit aus, bemühe ich mich, einen „Skopus“ herauszuarbeiten und diesem der Gemeinde klar zu machen. Klassisch geschieht dies in der Formulierung „Unser Text sagt...“ oder „Paulus will uns in diesem Abschnitt sagen“. Dies bedeutet implizit: Habe ich diesen Skopus nicht oder nicht richtig erfasst, wird der Text falsch ausgelegt. Die Gemeinde kann den Text also nur dann richtig verstehen, wenn ich ihr den richtigen Skopus mitteile. Dies ist mittlerweile eine nur noch singular vertretene Position in der Homiletik. Denn: „Der Text ist keine betonierte Einflugschneise, kein enger Kanal, sondern ein offenes, wiewohl begrenztes Feld“⁷. Es ist also durchaus möglich, den gleichen Text auf unterschiedliche Weise zu verstehen und auszulegen, unterschiedliche Bedeutungen des Textes und im Text zu entdecken. Andernfalls müssten ja auch sämtliche Predigten zum gleichen Text die gleiche Aussage verkündigen -

4 Vgl. z.B. A. Denecke, *Persönlich predigen* (Gütersloh 1979), Münster 2001.

5 Vgl. W. Iser, *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*, München 1976; U. Eco, *Lektor in Fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten*, München 1990.

6 Vgl. W. Engemann, *Semiotische Homiletik. Prämissen - Analysen - Konsequenzen*, Tübingen / Basel 1993, 197.

7 G.M. Martin, *Sachbuch Bibliodrama. Praxis und Theorie*, Stuttgart u.a. 1995, 45.

oder die Mehrzahl von ihnen wären falsche Predigten. Damit stellt sich aber das Problem einer Beliebigkeit der Rezeption: ist denn jedes Verständnis des Textes legitim? Können Texte nicht auch missdeutet, sogar missbraucht werden? Und braucht es nicht eine theologische Ausbildung, um Texte sachgerecht predigen zu können? Hier sind wir bei der in postmodernen Kontexten bereits klassischen Frage des Unterschieds von Mehrdeutigkeit und Beliebigkeit angelangt. Das oben genannte Zitat geht nämlich noch weiter: „Der Text ist keine betonierte Einflugschneise, kein enger Kanal, sondern ein offenes, wie-wohl begrenztes Feld, das zudem – wie das Energiefeld in der Physik – bestimmte Bahnen hat, das Verständnis also in bestimmtem Maß strukturiert und lenkt.“⁸ In der Rezeptionsästhetik wird dafür meist Umberto Eco zitiert, der sich den „Grenzen der Interpretation“ ausführlich gewidmet hat: Er behauptet, dass die Texte selbst die beliebige, gleich-gültige Vielfalt der Deutungen einschränken, indem sie ihre Leserinnen disziplinieren.⁹ Dies tun sie im Wesentlichen durch die „Textstrategie“, die den Lesern die Möglichkeiten vorgibt, die Elemente des Textes zu kombinieren und das Repertoire des Textes zu organisieren, und die damit den Verstehensprozess prägt. Die subjektiven und immer auch willkürlichen Interpretationen werden durch die interne „Textkohärenz“ diszipliniert. Fehldeutungen, die die „Grenzen der Interpretation“ überschreiten, können im Laufe der Lektüre als solche erkannt werden.

Beim Bibliolog wird diese Orientierung an der „Textstrategie“ besonders deutlich. Die Leitung darf nur dort Spielraum und Interpretationsfreiheit eröffnet, wo sie der Text auch wirklich anbietet. Im obigen Beispiel darf sie die Jünger nicht fragen, ob sie denn nun losgehen oder sich der Aufforderung Jesu verweigern – denn dies gibt der Text eindeutig vor. Es ist zwar durchaus möglich, nach der ersten spontanen Reaktion zu fragen – werden als eine solche ablehnende Äußerungen deutlich, wird die Leitung jedoch weiterführen: „Was immer auch deine ersten Gefühle dazu waren, letztlich hast du dich entschieden loszugehen. Was hat dich dazu bewogen?“ Der Text wird grundsätzlich im Wortlaut als „schwarzes Feuer“ gelesen und gewürdigt, und hat auch das letzte Wort, das die persönlichen Erfahrungen noch einmal umgreift. Gleichzeitig wird dabei deutlich, dass wir den Text nie vollständig begreifen und deuten, sondern dass er immer größer ist als unsere Interpretationen.

In der klassischen Predigt bekommen wir, wenn es nicht ein regelmäßiges gut besuchtes und lebendiges Nachgespräch gibt, oft nur zufällig mit, was die Gemeindemitglieder von der Predigt und vor allem vom Bibeltext mitnehmen. Die Erfahrungen aus dem Bibliolog haben jedoch mein Vertrauen in die Durchsetzungsfähigkeit der Texte gestärkt und meine Sorge vor „falschem“ Verstehen gemindert. Diese Erfahrungen nötigen andererseits zu der ganz wesentlichen hermeneutischen Frage für jede Predigtarbeit: nehme ich an, dass es eine bestimmte Aussage, eine Botschaft des Textes gibt, die ich herauszuarbeiten versuche und der Gemeinde übermitteln möchte? Oder ge-

he ich von unterschiedlichen Bedeutungsmöglichkeiten aus, die ein gleiches Recht haben? Konkret lässt sich dies beispielsweise so umsetzen, dass ich auch in der „ganz normalen“ Predigt unterschiedliche Perspektiven einführe, die den gleichen Text unterschiedlich wahrnehmen, z.B. Mitglieder einer paulinischen Gemeinde, die einen Brief erhalten.

Die Beziehung zwischen Text und Leben

Jede Predigt soll einen biblischen Text für das Leben heute aktualisieren, in Bezug setzen zu dem Leben heute. Damit ist aber noch nichts darüber gesagt, wie das genau geschieht. Gelegentlich wird die Beziehung in der Predigt hergestellt durch Sätze wie: „Was bedeutet das nun für uns heute?“ Meist wurde dann erst die Bedeutung des biblischen Textes erläutert und dann nach dem Ertrag für das Leben im 21. Jahrhundert gefragt. Die Adaption für heute erfolgt also nachgängig: erst der Text an sich, dann der Bezug zum Leben. Implizit wird dabei die Botschaft transportiert: Die alten Texte sind zunächst einmal alte Texte, die einer eigenen Interpretationsleistung bedürfen, um ihnen eine Bedeutung für uns heute abgewinnen zu können. Daran ist natürlich richtig, dass die Texte nicht für uns und unsere Zeit verfasst wurden und dass es naiver Biblizismus wäre, sie unreflektiert auf unsere Fragen zu beziehen. Auf der Strecke bleibt dabei jedoch manchmal, dass die biblischen Geschichten ihre Bedeutung und auch Kraft vor allem dann entfalten, wenn wir ihnen erlauben, sich mit unserer Lebensgeschichte zu verweben. Im Bibliolog geschieht dies fast automatisch: die Teilnehmenden füllen in der Regel die Rollen so, dass es etwas mit Erfahrungen aus ihrem persönlichen Leben zu tun hat, in welcher Form auch immer. Hermeneutisch trifft sich der Bibliolog auch darin mit der Rezeptionsästhetik Diese betont ebenfalls die Bedeutung der „Leerstellen“ im Text: Ein Text sagt immer etwas, aber nie alles. Er lässt Zwischenräume zwischen dem Gesagten offen, in die sich die Rezipienten mit ihren Erfahrungen eintragen und die sie mit Elementen ihrer eigenen Lebenswelt besetzen. Gerade dieses Füllen der Leerstellen ist wesentlich für das Verstehen eines Textes.

Damit ist auch deutlich, dass das Verstehen kein rein rationales ist, kein verstandesmäßiges Erfassen einer Aussage, der man dann zustimmen oder sie ablehnen kann, sondern ein komplexer Prozess, der das eigene Erleben betrifft. Dem wird eine Predigt vermutlich vor allem dann gerecht, wenn sie zwischen Text und Leben hin- und herblendet, wenn sie auch in sich Lebensgeschichte und biblische Geschichte verwebt.

Mit diesen Überlegungen habe ich wesentlich mehr Fragen aufgeworfen als Antworten gegeben. Ich halte dies für dem Gegenstand Predigt durchaus angemessen, denn für eine Predigt gibt es kein Kochrezept, für das man bestimmte Zutaten in bestimmten Mengen nimmt und diese dann eine bestimmte Zeit garen lässt. Jede Predigerin, jeder Prediger ist anders, jede Gemeinde und jeder Text sind es. Predigen ist eben ein komplexes Geschehen – und gerade dies macht es lebendig und spannend.

8 Ebd.

9 Vgl. U. Eco, Die Grenzen der Interpretation, München 1995, 39.